

HELENE WINTER

DAS WEISSE
HAUS
AM
RHEIN

ROMAN



PIPER





HELENE WINTER

DAS WEISSE
HAUS
AM
RHEIN

ROMAN



PIPER



Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.piper.de

Für meine Großmütter

Helene und Eleonore

Der Roman ist eine fiktive Geschichte vor dem Hintergrund des realen Rheinhotels Dreesen. Die darin vorkommenden Figuren sind teils komplett fiktiv, teils historischen Vorbildern nachempfunden.

Dieses Werk basiert auf den Drehbüchern von Dirk Kämper für das gleichnamige TV-Event der Zeitsprung Pictures GmbH, das im Auftrag von ARD Degeto, SWR und WDR für die ARD entstanden ist. Der Roman wurde vermittelt durch die Montasser Medien GmbH.

© Piper Verlag GmbH, München 2021

Covergestaltung: Teresa Mutzenbach

Covermotiv: Joanna Czogala/Trevillion Images;
IMAGO/United Archives International; Shutterstock.com
Konvertierung auf Grundlage eines CSS-Layouts von
digital publishing competence (München) mit abavo vlow
(Buchloe)

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben. Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch (etwa durch Links) hingewiesen wird, macht sich der Verlag nicht zu eigen. Eine Haftung dafür übernimmt der Verlag nicht.

Inhalt

Cover & Impressum

Dezember 1918

1

2

3

Mai 1919

4

5

Juli 1919

6

7

8

9

10

11

12

April 1920

13

14

Sommer 1923

15

16

Sommer 1925

17

18

19

20

21

22

Frühjahr 1926

23

24

25

26

27

28

29

Herbst 1927

30

Spätsommer 1928

31

32

33

34

35

36

37

November 1929

38

Januar 1933

39

40

Sommer 1934

41

42

Spätsommer 1936

43

Frühjahr 1937

44

45

46

September 1937

47

September 1938

48

49

DANK

Dezember 1918

1

Heimat.

Emil sog die Luft ein. Tief, ganz tief, bis in die letzten Winkel seiner Lungen. Er roch die klare Winterluft des Rheins, den harzigen Duft der Fichten. Er musste fast zu Hause sein. Eilig schritt er voran, bis der Wald lichter wurde.

Da! Er hatte sich nicht geirrt! Vor ihm lag der Drachenfels, die Burgruine!

Kinderlachen erfüllte plötzlich seinen Kopf. Sein helles Lachen, Heinrichs meckerndes, nur Ulla hatte nie gelacht, wenn Heinrich die kleine Schwester mitspielen ließ. Viel zu sehr war sie in ihrer Rolle des stolzen Ritters aufgegangen, welcher neben den Brüdern die Burg stürmen musste, um den Drachen mit Holzschwert und Gebrüll daraus zu vertreiben. Sein Blick haftete an der Ruine. So oft hatten die drei Geschwister die Burg ausgekundschaftet, angegriffen, erobert, Heinrich mit seinem von Ulla selbst geschnitzten Holzschwert immer an vorderster Front.

An vorderster Front. Wie im preußischen Heer.

Heinrichs Lachen in Emils Kopf verstummte abrupt. Es war mit seinem Bruder im Graben geblieben, zerfetzt von einem französischen Geschoss.

Und Robert? Würde er ihn je wiedersehen? Emil schluckte. Das blasse Gesicht seines Freundes schob sich vor seine Augen. Die Angst in Roberts Blick, als sie das letzte Mal Abschied nahmen, als Robert blieb und er ... Emil schluckte erneut. Als er ...

Er schüttelte den Kopf. Wie sollte er seinem Vater gegenüberreten, wenn er das Wort nicht einmal in seinem Kopf aussprechen konnte?

Er hatte das Richtige getan. Dennoch wurde sein Schritt langsamer, als könnte er damit dem Unausweichlichen doch noch ausweichen. Wie sollte er seinem Vater erklären, dass er nicht als Kriegsheld, nicht einmal als Soldat, sondern als ... *Fahnenflüchtiger* nach Hause zurückkehrte?

Sein Vater würde es nicht verstehen. Verzeihen schon gar nicht. Es würde das Andenken an Heinrich, den gefallenen Helden, beschmutzen. Sein Sohn ein Feind des Heeres. Des Deutschen Reiches. Vater würde ihn davonjagen. Lieber gar keinen Sohn mehr als einen Vaterlandsverräter.

Emil ließ den Drachenfels hinter sich, erreichte die Kurve und blieb abrupt stehen. Vor ihm erstreckte sich der Lauf des Rheins. Mächtig und wunderschön. Das Wasser winterschwarz und wild. Sein Blick folgte dem Strom flussabwärts, saugte sich

an dem größten und schönsten Gebäude am gegenüberliegenden Ufer fest. Die Wintersonne glitzerte in der filigranen Fensterfront der an beiden Enden mit Erkertürmchen eingefassten Rheinfassade. Sein Blick wanderte nach oben und verweilte auf den märchenschlossartigen Turmaufbauten des Satteldaches.

Das Weiße Haus am Rhein, wie seine Gäste es nannten. Offiziell das Rheinhotel Dreesen, wie der Großvater es hatte eintragen lassen.

Seine Heimat.

Wie oft hatte er sich im Schützengraben dieses Bild vor Augen geholt, hatte sich jedes kleinste Detail in Erinnerung gerufen, sich vorgestellt, er säße im eingedeckten Speisesaal, vor sich einen von Jupp Pützers legendären Wildbraten, als könnte der Gedanke an gestärkte Servietten und grüne Polster, an elektrische Kronleuchter und bollernde Zentralheizung die Kälte und den Schmutz der rattenverseuchten Gräben wenigstens für ein paar Minuten lindern.

Und nun war er zurück. Die weichen Polster und wärmespendenden Heizkörper in greifbarer Nähe. Und natürlich Ulla, Mutter, Großmutter, Onkel Georg und Vater.

Er ging weiter, wurde immer schneller, als ahnten seine Füße, dass der Gewaltmarsch bald ein Ende hatte. Schon kam die Straße in Sichtweite und mit ihr der schier endlose Zug an Soldaten.

Erschöpft und zerlumpt schleppten sie sich dahin, nicht der winzigste Funken an Kampfgeist war geblieben. Die einst so siegessichere deutsche Armee war unübersehbar geschlagen, ausgeblutet in einem letzten patriotischen Aderlass.

Emil schlug den Kragen hoch. Nur noch ein paar Schritte, dann würde er die Soldaten erreicht haben.

Verstohlen suchte er den Zug nach einem bekannten Gesicht ab, sah die Leere in den Mienen, den Hunger, die Kälte, die Erschöpfung. Sie mussten seit Tagen unterwegs sein, manche hielten sich kaum mehr auf den Beinen, andere wurden gestützt, sie trugen zerfetzte Hosen und fleckige Jacken, viele von ihnen blutgetränkte Verbände. Der Anblick trieb Emil das Wasser in die Augen. Es hätte nie so weit kommen dürfen. Schon vor Monaten hätten sie einen Verhandlungsfrieden suchen und diesen Krieg beenden müssen.

Er hatte das Richtige getan, als er das sinnlose Gemetzel verkürzen wollte. Nicht er sollte angeklagt werden, nicht er war der Landesverräter, sondern die Oberste Heeresleitung!

Unauffällig trat er neben einen der Soldaten. Der schien ihn nicht einmal zu bemerken, seine Augen waren auf den Boden gerichtet, von seiner Hand löste sich ein blutiger Verband. Zu gerne hätte Emil ihn gefragt, zu welchem Regiment er gehöre, ob er Robert Harthaler begegnet sei, von wo sie gerade kämen. Doch Emil schwieg. Jede Frage wäre verdächtig, würde verraten, dass er nicht dazugehörte.

Er war auf der Flucht. Das durfte er nicht vergessen, auch wenn er nicht vor dem Feind, sondern vor den eigenen Leuten floh.

Dumpfes Trampeln weiter vorn kündigte die Pontonbrücke an. Der Rhein umspülte die Pontons, zog und zerrte an ihrer Verankerung, die darauf befestigten Abschnitte schwankten unter dem unablässigen Strom an Soldaten. Emil betrat die Behelfsbrücke. Sogleich spürte er das leichte Schaukeln in Beinen und Magen.

Nun bewegte sich der Zug noch langsamer. Emil passte seinen Schritt an. Auch gut. So konnte er sich noch einmal überlegen, was er Vater sagen wollte. Die Wahrheit? Und ... Emils Mund wurde noch trockener.

Wenn sein Vater bereits Bescheid wusste? Wenn die Nachricht seines Verrats den Weg von Berlin nach Godesberg schneller gefunden hatte als er selbst? Wäre er noch willkommen?

Der Zug kam fast zum Stillstand, und diesmal erkannte Emil, warum. Sein Magen zog sich zusammen. Ein Wachtposten! Ausgerechnet hier, wenige Minuten Fußmarsch entfernt von seinem Zuhause. Dann hatte sich also herumgesprochen, dass er geflohen war und wahrscheinlich Zuflucht im Hotel des Vaters suchen würde. Emil senkte den Kopf tiefer in den Kragen. Geschickt ließ er sich zurückfallen, bis er neben einem Versehrten landete, der von einem älteren Soldaten gestützt wurde.

»Ich helfe euch«, murmelte er und legte seinen Arm um die Hüfte des Verwundeten. Verbissen starrte Emil zu Boden, den Kopf nach unten gebeugt, den Arm fest um den Soldaten neben sich gelegt. *Für dich habe ich mich dem Aufstand angeschlossen, lag ihm auf der Zunge, für dich und ihn und ihn und den und ...*

Sie verließen die Brücke, der Wachtposten war nun nur noch wenige Meter entfernt. Emil wagte nicht zu atmen. Hier war er zu Hause, man kannte sich, ein aufmerksamer Blick genügte, um ihn zu identifizieren. Der Wachtmeister winkte ihn zu sich. Emil verkrampfte.

»Weiter, weiter«, der Wachtmeister winkte erneut, doch nicht ihm, er scheuchte sie alle voran, »immer die Uferstraße lang, in fünfzig Metern gibt es Tee, haltet eure Tassen bereit.«

Tee? Emil horchte auf. Wer in Godesberg teilte Tee an Heimkehrer aus? Sicherlich nicht das Militär. Und sicherlich nicht der Bürgermeister. Langsam bewegte er sich mit dem Zug weiter, den Blick suchend nach vorne gerichtet. Überall am Wegrand standen Menschen, die Mienen betroffen, manche suchend, als hofften sie, einen schmerzlich vermissten Rückkehrer in dem endlosen Tross der Niederlage zu erkennen. Wie sehr sich das Bild doch gewandelt hatte, seitdem die ersten Truppen unter dem Jubeln der Menge in diesen sinnlosen Krieg gezogen waren.

Weiter vorne erkannte Emil den Pferdewagen des Hotels. Hörte den unverwechselbaren Bariton ihres Chefkochs. Jupp Pützer! Nervös streckte er sich. Wenn er nur sehen könnte, wer

mit Jupp den Tee austeilte. Vater? Es sähe ihm ähnlich, diese letzte Chance zu nutzen, um mit Jupp die deutschen Truppen zu unterstützen.

Er musste von der Straße, jetzt, bevor er Jupp und seinem Vater direkt in die Arme lief.

»Viel Glück, Kamerad«, murmelte er und löste vorsichtig seine Hand von der Seite des Verwundeten. Dann trat er seitlich aus dem Zug und bog links ab, weg vom Ufer, die schmale Gasse über den Meisengarten hinauf. Hastig marschierte er im Schatten der Bäume weiter, den Kopf tief im hochgezogenen Kragen versteckt. Er sah erst wieder hoch, als er den Garten des Hotels erreichte. Nun lief er die letzten Meter, vorbei an den alten, mächtigen Kastanienbäumen, der Säulenhalle, dem Musikpavillon, den Gemüsegärten und Obstwiesen.

Endlich zu Hause!

Er erreichte die herrschaftliche Auffahrt und lief zum Säulenportal des Hoteleingangs. Emil zögerte kurz, dann ging er weiter, vorbei an den bodentiefen Rundbogenfenstern des Empiresaals, vorbei am Nebeneingang. Aufgeregt trat er um die Ecke in den breiten, von den Stallungen und dem verwinkelten Wirtschaftsgebäude umrandeten Hof. Es war ungewöhnlich still, keine Lieferanten, die Karren abluden, kein Gärtner, der den Hof kehrte, kein Stallbursche, der die Pferde vor Kutschen spannte.

Am Lieferanteneingang sah Emil sich um, drückte die Tür auf und stahl sich heimlich hinein in das so vertraute Haus. Der

Flur lag verlassen vor ihm, niemand, der ihn gesehen, erkannt oder begrüßt hätte oder zumindest gefragt, was er hier suche. Ein Soldat in Uniform verlief sich schließlich nicht alle Tage im Küchentrakt des Rheinhotels. Auf Vorsicht bedacht, schlich er den Flur entlang, unschlüssig, was er als Nächstes tun sollte – durch die Küche gehen zum Empfang? Oder einen Küchenjungen nach Mutter schicken lassen?

Der Geruch von frischer Hühnersuppe stieg in seine Nase, begleitet von einem lauten Knurren seines Magens. Wann hatte er das letzte Mal etwas gegessen?

Zielstrebig hielt er auf die Küche zu.

»Verzeihen Sie!«, rief da eine Stimme hinter ihm. Er versuchte, sie zuzuordnen, für Mutter war sie zu hell, für Ulla zu kräftig.

Emil blieb stehen und drehte sich um. Eine junge Frau, etwa Anfang zwanzig wie er selbst, kam auf ihn zu. Sie sah ihn freundlich, aber fragend an. »Haben Sie sich verlaufen?« Sie zeigte den Flur zurück. »Der Eingang ist auf der anderen Seite, die Straße vor und dann links.«

Emil musterte die junge Frau neugierig. Sie trug die Kluft der Zimmermädchen, das schlichte schwarze Kleid, darüber die weiße Schürze, im dichten dunkelbraunen Haar das weiße Häubchen, so wie er es kannte. Nur ihr Gesicht hatte er noch nie gesehen. Wache blaue Augen, die durch die dunklen Haare besonders intensiv wirkten, ein ovales, gleichmäßiges Gesicht mit einem außerordentlich schönen Mund.

»Oder suchen Sie das Restaurant? Durch den Haupteingang, dann im Foyer rechts, oder Sie nehmen direkt den zweiten Eingang. Es hat offiziell geschlossen, aber ich denke, dass sich für einen Soldaten ein Teller Suppe finden wird.« Noch immer zeigte sie lächelnd den Flur entlang.

Emil rührte sich nicht. Er konnte seinen Blick nicht von ihrem Lächeln lösen. Es war einladend und zurückweisend in einem, das Lächeln einer Prinzessin, die einen unbotmäßigen Verehrer in seine bürgerlichen Schranken verwies. Hätte er sie schon einmal im Hotel gesehen, hätte er sich ihr Gesicht eingepägt – Namen mochten ihm ab und an, wenn auch nur selten entfallen, Gesichter jedoch wusste er sich einzuprägen und zuzuordnen, wie dies für einen guten Hotelier unerlässlich war. Und dieses Gesicht konnte er nicht zuordnen.

»Wenn ich Ihnen weder mit Empfang noch Restaurant helfen kann, darf ich dann fragen, was Sie hier suchen?«, riss ihre Stimme ihn aus seinen Gedanken, der Ton nun eine Nuance bestimmter, fast zu bestimmt für ein einfaches Zimmermädchen.

»Meinen Vater.« Emil bemerkte die Veränderung in ihrem Blick, die Augen wurden größer, als sie begriff, wen sie vor sich hatte.

»Natürlich, verzeihen Sie bitte, ich ... ich habe Sie nicht sogleich erkannt.« Nun zog sich eine leichte Röte über ihre Wangen. »Willkommen zurück, Herr Dreesen, ich sage Ihrer ...«

Hupen und Motorenlärm unterbrachen ihre Worte. Emil erstarrte.

Ein Militärlastwagen! Laute Befehle in französischer Sprache drangen durch die Tür, gefolgt von schweren Schritten, die kreuz und quer über den Hof zu laufen schienen.

Das Zimmermädchen sah zur Tür, dann zu Emil, musterte ihn von seinen schmutzigen Soldatenstiefeln bis hoch zum Stehkragen des feldgrauen Waffenrocks. Dann stieß sie ihn an. »Kommen Sie, schnell!«

Ihre Worte lösten seine Erstarrung. Eilig lief er hinter ihr her zur Nebentreppe, die Stufen hoch bis ins Dachgeschoss zu den zum Hof gelegenen Personalräumen. Sie öffnete eine Tür und ließ ihn in das bescheidene Mansardenzimmer treten. Links und rechts ein Bett, in der Mitte ein kleiner, runder Tisch mit zwei Stühlen, neben der Tür auf der einen Seite ein einfacher Kleiderschrank, auf der anderen ein schmuckloser Waschtisch.

»Warten Sie hier«, sagte sie atemlos, »ich gebe Ihrer Mutter Bescheid.«

Emil nickte, schon auf dem Weg zu der kleinen Gaube zwischen den Betten. Halb hinter dem Vorhang versteckt, sah er hinab. Er konnte nicht den ganzen Hof überblicken, aber was er sah, genügte, um zu erahnen, dass der Aufmarsch der Franzosen nicht mit der Plünderung der hoteleigenen Speisekammer beendet wäre. Zwei Militärlastwagen parkten in der Auffahrt, Soldaten schleppten zwar Kisten in das Hotel hinein, aber nichts heraus. Hufe klapperten auf den

Pflastersteinen, dann kamen vier Reiter in Emils Sichtfeld. Sie trugen Offiziersuniformen, einer zeigte auf die Stallungen, dann aufs Haupthaus, nickte zustimmend und stieg ab. Schon eilte ein einfacher Soldat herbei und übernahm das Pferd, während der Offizier aus Emils Sichtfeld Richtung Haupteingang verschwand.

Inzwischen war der Tumult auch im Inneren des Hauses angelangt. Schwere Stiefel trampelten durch die Flure, Treppen hinauf und hinab, Türen knallten, Befehle hallten durch die Gänge.

Unruhig wandte Emil sich vom Fenster ab. Was sollte er tun? Sich verstecken?

Wieder sah er vorsichtig durchs Fenster auf den Hof hinab. Ein weiterer Schwung Soldaten marschierte die Auffahrt entlang.

Und dann? Selbst wenn er sich auf Dauer verstecken konnte, was brächte es? Allem Anschein nach machten die Franzosen sich ausgerechnet hier, im Hotel seiner Familie, breit. Wozu sie als Sieger wahrscheinlich berechtigt waren. Sollte er die nächsten Wochen und Monate wie eine Kakerlake mit den Soldaten Verstecken spielen?

Die Tür flog auf. Instinktiv griff Emil an die Seite, wo bis vor Kurzem noch seine Waffe gesteckt hatte. Hereingestürmt kam Onkel Georg, hinter ihm blieb das Zimmermädchen in der Tür stehen.

»Emil!«, rief Georg gedämpft. Mit zwei Sätzen war er bei ihm und legte ihm die Hände auf die Schultern. »Junge! Lass dich ansehen!«

»Onkel.« Emil lächelte. »Was ist da unten los?« Aus den Augenwinkeln sah er, wie das Zimmermädchen die Tür von außen schloss.

»Franzosen.« Georg schüttelte verärgert den Kopf. »Als ob es nicht schon schlimm genug wäre ... Wahrscheinlich leeren sie unsere Speisekammer und nehmen das Tafelsilber mit.«

»Psst!« Emil legte die Hand an den Mund und sah angespannt zur Tür. Schnelle Schritte näherten sich über den Flur.

Erleichtert lief Emil zur Tür. Er kannte diese Schritte. Forsch und unbeschwert, als wäre das ganze Leben ein Spiel.

Die Tür flog auf und Ulla direkt in seine Arme. Sie hatte sich verändert, ihre braunen Haare waren kürzer und lockiger und ließen ihr schmales, sommersprossiges Gesicht voller und älter als ihre achtzehn Jahre wirken. Doch ihre Augen sprühten wie eh und je vor Wildheit und Lebenslust.

»Emil!« Sie drückte und herzte ihn. »Was hast du nur so lange gebraucht?!«

»Wann bist du so erwachsen geworden?« Emil hielt sie von sich weg.

Da stand schon seine Mutter vor ihm, der Mund schmal, die braunen Haare streng hochgesteckt, die Augen tränennass.

»Mein Sohn«, flüsterte sie und streckte die Hände nach ihm aus. »Mein Sohn.«

Emil nahm ihre Hände. »Mutter.« Er spürte Tränen in sich hochsteigen. Es war vorbei. Endlich.

Er war zu Hause.

Nie wieder musste er in einen Krieg ziehen. Nie wieder Menschen töten, über Leichen steigen, Kameraden bergen, begraben, betrauern. Nie wieder musste er Befehle befolgen, die er aus tiefstem Herzen verabscheute.

Onkel Georg verließ leise den Raum, als wollte er Emil Zeit mit seiner Mutter und Schwester geben.

»Sie nehmen uns unser Hotel weg«, sagte Maria Dreesen gepresst. »Du kannst nicht hierbleiben.«

»Wo soll ich denn hin, Mutter?«, fragte Emil, mit einem Mal sterbensmüde. Er ließ ihre Hände los und setzte sich auf einen der zwei einfachen Holzstühle. Nicht einen Moment länger konnte er sich auf den Füßen halten.

2

Elsa verstaute den Hut mit der strassbesetzten Straußenfeder in der aufwendig bemalten Hutschachtel. Er war so übertrieben wie seine Trägerin oberflächlich. Sie schloss die Schachtel und stellte sie zu den anderen drei Hutschachteln neben die Kofferablage.

Ob Emil Dreesen noch in ihrem Mansardenzimmer war? Wie erschöpft er ausgesehen hatte. So anders als auf dem Familienporträt im Speisesaal. Das Gesicht schmaler, die braunen Augen müder, die dunklen Haare lockiger und länger.

»Elsa!« Die hohe Stimme der Hutträgerin schnitt durch die Suite. »Wie lange soll ich nun noch auf meinen Tee warten?«

Elsa ging zu der grünen Sitzecke im Wohnraum der Suite. Frau von Hevenkamp saß auf dem zierlichen, geblühten Sofa, eine Stickerei in der Hand. Anklagend sah sie von ihrer Handarbeit auf. »So etwas ist mir in all den Jahren noch nicht passiert!«

»Ich weiß nicht, warum der Zimmerservice heute so lange braucht«, log Elsa höflich, denn Frau von Hevenkamp brauchte weder zu wissen, dass sie ihre Teebestellung wegen der unerwarteten Rückkehr von Emil Dreesen verspätet aufgegeben hatte, noch, dass französische Soldaten wahrscheinlich gerade die Speisekammer mitsamt dem Tee plünderten. »Aber wenn Sie wünschen, gnädige Frau, kann ich nachsehen.«

»Jaja, tun Sie das, ich warte nun geschlagene zwanzig Minuten!« Frau von Hevenkamp schüttelte verärgert den Kopf. »Früher wäre so eine Nachlässigkeit undenkbar gewesen.«

Es war klar, was sie mit »früher« meinte: zu Zeiten des Kaisers, als die Welt noch in Ordnung gewesen war. Elsa wandte sich schnell ab, bevor Frau von Hevenkamp ihr ansah, wie wenig sie von den früheren Zeiten hielt. Allerdings waren

die jetzigen auch nicht gerade leicht. Selbst wenn die wenigen Gäste, die noch das Hotel besuchten, so taten, als hätte es keinen Krieg und keine Niederlage gegeben. Dabei fehlte es genau deswegen an allem. Elsa ging zur Tür, als es laut im Flur polterte.

»*Allez! Allez!*«, dröhnte eine laute Stimme. Erschrocken legte Elsa den Kopf an die Tür. Was wollten die Franzosen im Gästebereich? Sie hörte, wie Türen aufgerissen wurden. »*Sortez!* Verlassen Sie die Zimmer, das Hotel ist besetzt.«

Besetzt? Elsa wich entsetzt von der Tür zurück. Die Franzosen wollten bleiben? Sie hatte damit gerechnet, dass sie das Hotel plündern würden. Dass sie mitnahmen, was ihnen in die Hände fiel, aber das ...

»Was ist das denn nun für ein unwillkommener Lärm?«, klagte Frau von Hevenkamp. Elsa drehte sich um und ging zu ihr zurück.

»Französische Besatzer. Sie räumen die Zimmer. Ich befürchte, Ihr Tee kommt heute nicht mehr.«

»Sie ... Bitte?« Frau von Hevenkamp starrte sie entgeistert an. In dem Moment wurde die Tür aufgerissen. Elsa wirbelte herum, sah, wie ein französischer Soldat ins Zimmer stürmte. »*Allez! Prenez vos affaires, vous avez cinq minutes pour sortir.*« Er hielt zur Verdeutlichung seiner Worte fünf Finger in die Luft, dann verschwand er wieder nach draußen.

»Was wollte dieser Rüpel?«, fragte Frau von Hevenkamp.

»Er gibt Ihnen fünf Minuten, um Ihre Sachen zu packen.«

»Das ... ist doch ...«, japste Frau von Hevenkamp.

»Das ist ein Ultimatum«, sagte Elsa. »Was in fünf Minuten nicht gepackt ist, werden Sie hierlassen müssen. Wir sollten keine Zeit verschwenden.« Ohne weiter auf Frau von Hevenkamp zu achten, lief sie zur Kofferablage und schleppte den größeren der beiden Koffer zum Schrank. Sie riss ihn auf und warf die Kleidungsstücke wahllos hinein.

»Holen Sie Ihren Schmuck!«, rief sie Frau von Hevenkamp zu. »Und Ihre Schreibsachen und Käämme und Tiegel.«

Etwas in ihrer Stimme schien bei der Frau zu wirken. Tatsächlich begann die sonst so behäbige Dame, sich zu bewegen. Schneller als Elsa ihr zugetraut hätte, stürzte sie zu dem Schminktisch im Schlafbereich.

»Meine Käämme! Das Parfum und ... ojemine!«

Elsa schlug den ersten Koffer zu, holte den zweiten, verstaute Schuhe und Unterwäsche darin und schleppte ihn zu Frau von Hevenkamp. »Reichen Sie mir die Sachen!«

Eilig gab Frau von Hevenkamp Elsa die Käämme und den Schmuck und all die Tiegel und Fläschchen, die sie so sorgfältig auf dem Schminktischchen aufgereiht hatte.

Die Tür wurde erneut aufgerissen. »Schluss jetzt, *c'est terminé! Je vous ordonne de sortir immédiatement, exécution!* Sofort raus!« Es war derselbe Soldat wie eben, schwarze, glatte Haare, buschige Brauen, volle Lippen, die hämisch grinsten, als machte ihm der übereilte Rauswurf einen Heidenspaß.

Mit drei Sätzen war er bei Elsa und packte sie am Ärmel.
»Raus!«

»*Laissez-moi!*« Elsa riss sich los und packte den großen Koffer. »Wir gehen ja schon.« Sie drehte sich zu Frau von Hevenkamp. »Kommen Sie, und nehmen Sie den zweiten Koffer.«

Frau von Hevenkamp sah sie mit großen Augen an, packte dann den Koffer und schleifte ihn zur Tür. Bei den Hutschachteln stoppte sie kurz, zog den strassbesetzten Hut aus der obersten Schachtel und setzte ihn auf. »Den lasse ich nicht zurück.«

Im Flur schwirrten erboste Drohungen der anderen Gäste durch die Luft, manche waren kaum korrekt bekleidet, geschweige denn hatten sie ihre Koffer dabei, andere trugen nur ein kleines Gepäckstück oder eines, das sichtbar zu leicht für seine Größe war.

»Ohne Ihre Tatkraft hätte ich jetzt wohl auch nur eine Hutschachtel unter dem Arm«, sagte Frau von Hevenkamp. »Ich muss mich bei Ihnen bedanken.« Sie schüttelte den Kopf. »Wo haben Sie das gelernt?«

»Im Frontlazarett. Wenn Minuten über Leben und Tod entscheiden, lernt man, zu reagieren und zu funktionieren.« Elsa schauderte. Leben und Tod. Es war eine viel zu freundliche Umschreibung für das blutige Gemetzel, das der Krieg den Schwestern und Ärzten im Lazarett tagein, tagaus beschert hatte.

»Wie heißen Sie noch, Elsa?«

»Wahlen. Elsa Wahlen.«

»Wenn Sie in der Zukunft eine neue Position anstreben, Frau Wahlen«, sagte Frau von Hevenkamp freundlich, »dann scheuen Sie sich nicht, bei mir vorzusprechen.«

»*Vite, schneller!*« Der Soldat mit den schwarzen Haaren und buschigen Brauen stupste sie an. »*Je vous demande de moins bavarder et plus marcher.*«

Frau von Hevenkamp sah fragend zu Elsa.

»Weniger schwätzen, mehr laufen.« Elsa lächelte Frau von Hevenkamp an. »Danke für Ihr Angebot. Ich werde es mir merken.«

Unten im Foyer standen bereits weitere Gäste und umringten Fritz, Maria und Adelheid Dreesen, die aufgeregt auf einen französischen Offizier einredeten. Elsa stellte Frau von Hevenkamps Koffer an der Rezeption ab und ging zurück Richtung Treppe.

»Nein«, blaffte der Offizier Fritz Dreesen an. »Sie haben hier absolut gar nichts mehr zu sagen.«

Der Hotelier zuckte zusammen, sein Gesicht wurde puterrot. Elsa hielt den Atem an. Fritz Dreesen war die unbestrittene Autorität des Hotels, niemand, nicht einmal seine Mutter Adelheid Dreesen, würde je wagen, sich ihm gegenüber derartig im Ton zu vergreifen.

Den Offizier jedoch schien Fritz Dreesen nicht weiter zu interessieren. Er richtete sich an Adelheid Dreesen,

unverkennbar die Grande Dame des Hauses, die Frau des lange verstorbenen Gründers, die noch immer im Hintergrund die Fäden zog. »Es interessiert mich nicht, ob Sie den Kronprinzen oder irgendwelche wichtigen Leute kennen, die mir nichts zu befehlen haben, denn sie werden an der Sache nichts ändern. Das Hotel ist vom französischen Oberkommando als französischer Stützpunkt ausgewiesen worden, und Sie tun besser daran, Ihre Sachen zu packen. Ich werde nicht eine Sekunde Verzug dulden! Guten Tag, Madame.«

»Aber ...«, rief Maria Dreesen fassungslos, doch der Offizier drehte sich abrupt um und bahnte sich einen Weg durch den eilig auseinanderweichenden Halbkreis der Gäste.

»Sie!« Er blieb vor Elsa stehen, musterte sie vom Häubchen bis zum Schürzenende. »Arbeiten Sie hier?«

Elsa nickte. Schluckte. Was wollte der Offizier von ihr?

»Bringen Sie mich zur besten Suite, die das Hotel zu bieten hat.«

So geräuschlos wie möglich richtete Elsa das Schlafzimmer der Suite. Durch die offene Verbindungstür hörte sie das Rascheln von Dokumenten auf dem filigranen Schreibtisch im Salon, das Kratzen einer Feder auf Papier. Colonel Soter hieß der hagere Offizier mit dem schütterten Haar, soweit sie das von den ein und aus gehenden Soldaten richtig verstanden hatte. Und er

hatte hier offensichtlich das Sagen. Was er bei seinen Männern im Gegensatz zu dem Wortgefecht mit den Dreesens im Foyer durchweg mit maßvollem Ton zustande brachte. Sie strich die Tagesdecke glatt und sah sich prüfend in dem Raum um, den vor kaum einer Stunde noch Frau von Hevenkamp bewohnt hatte.

Plötzlich knallte es. Sie zuckte zusammen.

Ein Schuss!

Stocksteif stand sie neben dem Bett. Wer hatte auf wen geschossen?

Im Nebenraum scharrte Colonel Soters Stuhl über den Boden, die Tür zum Flur wurde aufgerissen.

»Was ist das für ein Irrenhaus! Escoffier! Warum halten Sie dem Mann eine Pistole an den Kopf? Hat er geschossen? Wer ist das?«

»Ihr Capitaine hat geschossen«, sagte eine Stimme, die Elsa bekannt vorkam, die sie jedoch nicht zuordnen konnte. »Auf mich. Er wollte mich nicht zu Ihnen durchlassen. Ich bin Emil Dreesen.«

Elsa legte die Hand auf den Mund. Emil Dreesen! War er verrückt?

»Was wollen Sie?« Colonel Soters Stuhl fuhr erneut über den Boden, Papier raschelte. Er musste sich wieder gesetzt haben.

»*C'est bon*, Escoffier, Sie können gehen.«

»Ich möchte mit Ihnen reden. Über diese ... äh ... unglückliche Situation.«

»Ich habe Ihrem unerträglichen Vater alles gesagt, was nötig ist: Wir bleiben, Sie gehen.«

Erneut ging die Tür auf. »Monsieur!«, rief die dominante Stimme von Adelheid Dreesen.

Elsa hörte ihre resoluten Schritte. »Sie sollten wissen, zu meinen guten Freunden gehören auch wichtige Befehlshaber Ihrer Armee. Muss ich diesen Herren wirklich einen Beschwerdebrief über diesen vollkommen unnötigen Beweis mangelnder Umgangsformen schreiben?«

Colonel Soter stöhnte entnervt auf. »Was wollen Sie noch, Madame? Egal, was Sie sagen, es wird die Situation nicht ändern.«

»Schenken Sie meinem Enkel fünf Minuten Ihrer Zeit.«

»Das ist alles?«

»Erschießen Sie ihn nicht.«

»Ich werde mich beherrschen.«

»Monsieur.«

Elsa stellte sich Adelheid Dreesens' würdevolles Nicken vor. Schritte entfernten sich, dann fiel die Zimmertür zu.

Mit angehaltenem Atem spähte Elsa zu der halb offenen Verbindungstür. In ihrem Spiegel sah sie Emil Dreesens Profil. Er stand vor dem Schreibtisch des Colonels, als sei er ebenso unschlüssig, was er als Nächstes tun sollte, wie sie selbst. Sollte sie sich endlich bemerkbar machen und an Soter und Dreesen vorbei die Suite verlassen? Oder sich weiterhin still verhalten,